

„Ich muss einfach weitermachen“

Was treibt eine junge Frau an, in den Flüchtlingslagern und bei der Seenotrettung zu helfen? Selene Magnolia erzählt im ff-Interview darüber, sie sagt: „Ich glaube, die meisten Leute wissen gar nicht, was wirklich los ist.“

Interview: Lucia de Paulis | Fotos: Selene Magnolia

Selene Magnolia, 1989 in Bozen geboren, ist politische Aktivistin, Fotoreporterin und Krankenschwester. 2017 war sie auf dem Rettungsschiff „Iuventa“ im Mittelmeer unterwegs, 2018/19 gehörte sie zur Mannschaft der Seawatch 3, dem Schiff von Kapitänin Carola Rackete. Auch im Flüchtlingslager in Moria auf Lesbos war sie schon im Einsatz. Ihre Fotodokumentationen sind in der britischen Tageszeitung The Guardian und im deutschen Wochenmagazin Der Spiegel erschienen.

Wenn Selene Magnolia über die Zustände im Mittelmeer und in den Flüchtlingslagern spricht, liegen Wut und Fassungslosigkeit in ihren dunklen Augen, aber auch die ganze Kraft ihrer Überzeugungen. In diesen Momenten unterstreicht sie ihre Worte mit kategorischen Handbewegungen und schüttelt widerwillig den Kopf.

ff: Frau Magnolia, fangen wir bei der Fotografie an. Wie kamen Sie dazu?

Selene Magnolia: Meine Familie hat einen Fotoladen in Bozen, dort habe ich schon als Kind zugeschaut und mitgemischt. Die erste eigene Kamera bekam ich mit sechs Jahren, das war eine alte Minolta. Mit ihr entdeckte ich die Faszination, mit einer Kamera einen Augenblick einzufangen und festhalten zu können. Das hat mich nicht mehr losgelassen.

Trotzdem haben Sie zunächst die Ausbildung zur Krankenpflegerin gemacht.

Ich wollte etwas sozial Relevantes machen. Ich habe in Bozen und Ferrara Krankenpflege studiert und in Pisa noch einen Master in Übersetzung gemacht. 2016 bin ich nach London gezogen, wo ich drei Jahre lang als Krankenschwester in einer Notaufnahme gearbeitet habe. Es ist ein wunderbarer und ungemein wichtiger Beruf. Wie relevant er ist, sehen wir in diesen Monaten der Pandemie.

Was empfinden Sie, wenn Sie sehen, wie Krankenpfleger und Ärzte als Helden beklatscht werden?

Natürlich ist es ein netter Gedanke, den Ärzten und Pflegekräften Anerkennung zu zeigen, und ich weiß wie schwierig es ist, unter solchen Bedingungen nicht nur professionell zu arbeiten, sondern auch den menschlichen, empathischen Aspekt der Pflegearbeit aufrecht zu halten. Aber von Beifall allein kann keiner leben, es muss sich strukturell im

Sanitätswesen etwas ändern. Und nicht nur dort, denn der Lockdown hat den Teil der Bevölkerung am härtesten getroffen, der sowieso schon wirtschaftlich schwächer war.

Sie haben als Krankenschwester auch in London gelebt und gearbeitet. Warum außergerechnet London?

Ich wollte weg aus Italien, und da ich in London mehrere befreundete Aktivist:innen kannte, die dort als investigative Journalisten tätig waren, lag es fast auf der Hand dorthin zu ziehen. Außerdem gab es in London eine sehr gute Fotoakademie und die Möglichkeit, freiberuflich und in Teilzeit als Krankenschwester zu arbeiten. So konnte ich mich nebenher weiterbilden und die ersten Aufträge als Fotoreporterin annehmen. Seit anderthalb Jahren bin ich aber immer öfter und länger in Berlin, weil hier viele der Themen, für die ich mich einsetze, eine politisch aktivere Szene haben und ich mehr voranbringen kann.

Wie wird man zur politischen Aktivist:in?

Bereits während des Studiums habe ich bei verschiedenen Tierschutz- und politischen Aktivistengruppen mitgemacht. Ich habe gemerkt, wie wichtig es ist, der Öffentlichkeit die Umweltprobleme und sozialen Themen auch optisch vor Augen zu führen. So richtig bewusst wurde mir das, als ich zum ersten Mal eine Anlage für intensive Tierhaltung zur Fleischproduktion von innen sah: Dieses Elend musste ich fotografisch dokumentieren! Nur mit solchen Bildern kann man Menschen wachrütteln und zur Veränderung animieren.

Sie haben von Umweltproblemen und sozialen Themen gesprochen. Womit konkret beschäftigen Sie sich?

Meine Fotodokumentationen haben drei Schwerpunkte: die Auswirkungen der Lebensmittelproduktion und der Tierhaltung auf die Umwelt; das Elend der Migration und die Rolle unserer Lebensweise als Verursacher dieser Migration; und als drittes Thema die Benachteiligung der Frauen in einer von Männern dominierten Gesellschaft.

Alles ziemlich harte Brocken.

Es sind jedenfalls alles Auswüchse unserer kapitalistischen, auf Konsum und unbegrenztem Wachstum basierten Lebensweise. Die Grenzen dieser Entwicklung sind inzwischen offensichtlich

und wir alle müssen uns um Lösungen bemühen. Ich mache das mit Fotos und ehrenamtlichen Einsätzen. Jemand anderes macht es mit klaren Worten, einer alternativen Ernährung oder mit einem Laden für Second-Hand-Kleidung. Jeder kann und muss die gesellschaftliche Veränderung vorantreiben – im Kleinen und seinen Fähigkeiten entsprechend.

Sie haben ehrenamtlich bei Einsätzen im Mittelmeer und der Ägäis mitgeholfen. Was genau haben Sie dort gemacht?

Als ich erfuhr, dass die Hilfsorganisationen Unterstützung und medizinisches Fachpersonal auf den Rettungsschiffen und in den Flüchtlingslagern brauchten, war für mich klar, dort zu helfen. Ich war 2017 einen Monat lang auf der *Iuventa* und gehörte 2018/19 zur Crew der *Seawatch 3*, dem Schiff von Kapitänin Carola Rackete. Letztere Mission konnte aber am Ende nicht auslaufen, weil die *Seawatch 3* von der italienischen Regierung im Hafen festgesetzt wurde. Auf der *Iuventa* habe ich als Krankenschwester die Flüchtlinge versorgt und gleichzeitig als Fotografin die Situation dokumentiert. 2017 und 2018 war ich mit verschiedenen Organisationen im Flüchtlingslager in Moria, auf Lesbos und 2018 mit der deutschen Hilfsorganisation Cadus e.V. in Sarajevo/Bosnien. Dort haben wir mit einer mobilen Klinik die medizinische Erstversorgung der Menschen, die über die Balkanroute flüchten, gewährleistet.

Jeder von uns hat die dramatischen Bilder von Rettungsaktionen und ertrinkenden Menschen auf dem Mittelmeer vor

Augen. Wie haben Sie die Zeit auf den Schiffen erlebt?

Das war schon eine sehr extreme Erfahrung, einige Bilder werde ich nie vergessen. Ich erinnere mich noch sehr genau an den Moment, wo ich mir meines Privilegs, in Europa geboren zu sein, so bewusst wurde wie selten: Auf hoher See, bei schlimmstem Wellengang, stand ich auf einem eisernen, stabilen, großen Schiffsdeck, während die Migranten zusammengepfercht in einem schlappen, sinkenden Gummiboot saßen. Wenn unser stabiles Schiff in Seenot geraten wäre, hätten wir sofort Hilfe bekommen. Aber wenn diese Gummiboote in Seenot kommen, hilft niemand. Das ist der konkrete Unterschied, wenn man auf der richtigen oder eben der falschen Seite der Welt geboren wurde.

In den Flüchtlingslagern wird es Ihnen vermutlich ähnlich ergangen sein?

Die Arbeit mit Menschen auf der Flucht an Land in den Flüchtlingslagern war für mich psychisch nochmal eine ganz andere Herausforderung als auf den Rettungsschiffen. Auf dem Schiff ist man sich bewusst: Wenn wir in dem Moment nicht vor Ort gewesen wären, wären diese Menschen ertrunken. Die Grenze zwischen Leben und Tod und das Ergebnis unseres Eingreifens sind dort sehr klar. In den Flüchtlingslagern ist das anders. Die Menschen dort sind nicht in akuter Todesgefahr und doch ist das Lager wie ein Raum zwischen zwei Leben. Diese Menschen mussten aus ihrem alten Leben flüchten, können aber kein neues Leben beginnen. Der Zustand, in dem sie in den Lagern



Oktober 2019: Eine Frau, der die Flucht aus Libyen übers Mittelmeer gelungen ist, mit ihrem Kind. Sie nimmt an einem Integrationsprojekt für Frauen des Centro Donna Giustizia in Ferrara teil.



Selene Magnolia, 1989 in Bozen geboren, Ausbildung zur **Krankenpflegerin** an der Claudiana und der Universität Ferrara. Master in Übersetzung an der Universität Pisa. **Studium der Fotografie** an der British Academy of Photography in London. Als **Aktivistin**, Fotoreporterin und Krankenschwester war sie bei der Seenotrettung im Mittelmeer und in den Flüchtlingslagern in Griechenland und Bosnien im Einsatz. Sie fotografierte die Missstände der intensiven Tierhaltung in Dänemark, Frankreich, Spanien und Italien. Ihre Fotos sind in namhaften europäischen und internationalen Medien erschienen. Sie lebt in **London und Berlin**.

leben, ist ein in die Länge gezogenes Leid: Das sind Jahre in menschenunwürdigen Verhältnissen, ohne die geringste Perspektive, ohne Aussicht auf Besserung. Das gilt insbesondere dieses Jahr, wo das Coronavirus grassiert, verschiedene Brände die Flüchtlingslager heimgesucht haben und die EU ihre Anti-Migrationspolitik noch verschärft hat.

Wie zornig wird man, wenn man inmitten solchen Elends steckt und zu helfen versucht?

Sehr zornig, denn ich glaube die meisten Leute wissen gar nicht, was wirklich los ist. Die Leute, deren Frustration sich als Hass auf andere, schwächere Menschen ausdrückt oder die Politiker, die durch ihre Entscheidungen tausende Menschenleben aufs Spiel setzen, sollten dieses Elend einmal mit eigenen Augen sehen. Dann würde sich vielleicht endlich etwas ändern.

Haben Sie manchmal Angst? Vor oder mitten in einer Mission?

Klar hatte ich immer wieder mal Momente der Angst. Ich werde sehr stark seekrank und befürchtete, die Arbeit auf den Schiffen körperlich nicht zu schaffen. Auch hatte ich Angst, wir könnten mit komplizierten medizinischen Notfällen konfrontiert werden, denen man auf dem Schiff nicht rechtzeitig helfen kann. Und klar, man macht sich auch Gedanken über die rechtlichen Konsequenzen, die so eine Mission haben kann. Gegen zehn meiner damaligen Kollegen aus der Crew der Iuventa laufen beispielsweise immer noch Ermittlungen. Das ist wirklich absurd, denn es müsste doch unbestritten sein, dass Menschenleben zu retten keine Straftat ist. Tatsache ist: Laut internationalem Seerecht hat jeder das Recht auf Beistand in Seenot. Und Fakt ist: Die Iuventa hat in knapp über einem Jahr mehr als 14.000 Menschenleben gerettet, bevor sie – ohne ein ordentliches Gerichtsverfahren wohlgermerkt! – beschlagnahmt wurde. Da kann man sich schnell ausrechnen, wie viele Menschen ertrunken sind, seitdem die Iuventa und die anderen Schiffe nicht mehr auslaufen durften.

Was würden Sie sagen: Hat sich der politische Diskurs über die Migration in den vergangenen Jahren verändert?

Heute wissen alle, was in Libyen los ist und aus welchen Zuständen die Migranten aufs Meer flüchten. Das war 2017 noch nicht so. Der politische Diskurs über die Flüchtlinge hat sich zugespitzt: Zuerst wurde geholfen, dann wurden die Migranten kriminalisiert, später auch die Helfer. Die Öffentlichkeit wurde zunehmend radikalisiert. Davor hätte sich niemand erlauben können, vor laufender Kamera die prekären Gummiboote in türkische Gewässer zurückzustoßen, oder zu zeigen, wie die sogenannte „lybische Küstenwache“ die Flüchtlinge mit Gewalt zurück nach Libyen und zurück in die Folterlager holt. Heute ist das kein Skandal mehr. Ohne die Kriminalisierung der Migranten und die Radikalisierung der Öffentlichkeit wäre es bis vor ein paar Jahren undenkbar gewesen, dass man in Europa Menschen, darunter Frauen und Kinder, die aus einem brennenden Flüchtlingslager fliehen, tagelang ohne Wasser, Essen und medizinische Versorgung sich selbst überlässt. Heute ist das leider Wirklichkeit.

Was haben all diese Erlebnisse mit Ihnen gemacht?

Dass ein großer Teil der Bevölkerung dieses Narrativ der „bösen“ NGOs so schnell und bereitwillig übernommen hat, war ein Schlag ins Gesicht. Es ist schon schlimm genug, dass NGOs das leisten müssen, was eigentlich die Aufgabe der EU wäre. Und es ist absurd, dass diejenigen, die sich stattdessen dieser Aufgabe stellen, dann kriminalisiert werden. Aber am schockierendsten ist, dass Menschen auf der Flucht vor Krieg, Folter und Armut kriminalisiert werden und ein großer Teil der Gesellschaft zu keiner Solidarität bereit ist.

Was treibt Sie an?

Die Gewissheit, dass sich von selbst nichts ändern wird, wenn nicht jede und jeder von uns im Kleinen mit anpackt und die Veränderung der Gesellschaft vorantreibt. Ich muss einfach weitermachen. Ohne Mobilisierung von unten, wird es von oben keine wesentlichen Ansätze zur Veränderung geben. ■